

[...] Logiker die der Meinung sind, es gebe keine Universalien, außer als von der Stimme erzeugter Lufthauch [...]

Anselm von Canterbury, *Epistola De Incarnatione Verbi*

Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntniß richten [...]

Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*,
Vorrede zur 2. Auflage

Was das Individuum betrifft, so ist ohnehin jedes ein *Sohn seiner Zeit*, so ist auch die Philosophie *ihre Zeit in Gedanken erfaßt*.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel,
Grundlinien der Philosophie des Rechts, Vorrede

2.1 Medienethik als angewandte Ethik

Die schon genannte „kurze Geschichte“ der Medienethik¹ beginnt im deutschsprachigen Raum vor allem in Anschluss an die *media ethics* in den USA, wie sie u. a. von Hermann Boverter (1982, 1983, 1984) referiert wurde. *Media ethics* kam in

¹ Diesem Kapitel liegen unter anderem folgende Beiträge des Verfassers zu Grunde:

- „Empirische Perspektiven“. In *Handbuch Medienethik*, Hrsg. von Christian Schicha, und Carsten Brosda, 136-146. Wiesbaden: VS-Verlag 2010.
- Kann denn empirische Forschung Sünde sein? Zum Empiriebedarf der normativen Ethik. In *Medienethik und Medienwirkungsforschung*, Hrsg. von Matthias Rath, 63–87. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000.
- Kultur und Kommunikation als „Medialität“ – Philosophische Überlegungen zum Verhältnis von Kultur- und Kommunikationswissenschaft. In *Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft. Projekte, Probleme und Perspektiven*, Hrsg. von Matthias Karmasin, und Carsten Winter, 49–60. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003.

den USA allerdings vor allem im Rahmen der Journalistenausbildung zum Zuge. Damit ist die Medienethik zum Teil noch heute belegt: Sie wird zum einen verkürzt verstanden als journalistische Ethik, zum anderen und daraus folgend als eine allein auf den Journalisten zielende Individualethik.

Die Reduktion auf eine Berufs(stands)ethik der Journalisten findet sich selbst in Werken, die explizit auf Handlungsfelder und Handlungsbereiche abheben, zum Beispiel 1996 bei Will Teichert in seinem Beitrag für das Handbuch *Angewandte Ethik*, herausgegeben von Julian Nida-Rümelin. Teichert stellt seinen Artikel in eine Reihe mit Beiträgen zu den Themen „Medizinethik“, „Genethik“, „Technik und Ethik“, „Wirtschaftsethik“ usw. Bei ihm taucht denn „Medienethik“ aber nur im Untertitel auf – der Haupttitel lautet jedoch „Journalistische Verantwortung“.

Der Journalismus ist jedoch nur ein Bereich der medialen Realität. In Anschluss an Buchwald (1996) lassen sich die drei Ebenen der Verantwortung im Medienbereich unterscheiden (vgl. Rath 2000a, S. 70–75): Macher, Rezipienten bzw. Nutzer und Gesetzgeber. In allen diesen Bereichen wird die Frage nach der Gesolltheit medialen Handelns unterschiedlich gestellt, in allen diesen Bereichen sind unterschiedliche Formen der individuellen und sozialen Verantwortung zu unterscheiden. Aber diese unterschiedlichen Handlungsformen werden doch rückgebunden an allgemeine Prinzipien ethischer Legitimation von Handeln. Medienethik als also im Hinblick auf ihre Prinzipien keine eigene, von einer allgemeinen Ethik oder anderen Handlungsfeldethiken unterschiedene Ethik. Sie ist „angewandte Ethik“.

Die sich im Zuge der aus den USA stammenden disziplinären Differenzierungen der Ethik als *applied ethics* führte in Deutschland zu einer wahren Flut von „angewandten Ethiken“. Was mit dieser Bezeichnung – im Gegensatz zu einer dann als „theoretisch“ zu spezifizierenden allgemeinen Ethik – gemeint ist, ist jedoch nicht immer eindeutig, denn „Anwenden“ kann in einem ganz unterschiedlichen Sinne verstanden werden (vgl. Tab. 2.1).

-
- Vom Flaschenhals zum Aufmerksamkeitsmanagement. Überlegungen zum Online-Journalismus und einer Ethik der öffentlichen Kommunikation 2.0. *Zeitschrift für Kommunikationsökologie und Medienethik* 12 (1/2010), 17–24.
 - Wider einen normativen Taylorismus – Medienethik als Teildisziplin einer normativen Kommunikations- und Medienwissenschaft. In *Theoretisch praktisch!? Anwendungsoptionen und gesellschaftliche Relevanz der Kommunikations- und Medienforschung*, hrsg. von Susanne Fengler, Tobias Eberwein, und Julia Jorch, 317–333. Konstanz: UVK 2012.

Tab. 2.1 „anwenden“

Etwas zu einem anderen Zweck anwenden: instrumentelle Funktion, „technische Kritik“	Allgemeines auf etwas Besonderes anwenden: Konkretion
Z. B. Image, Umsatz Gesellschaftliche Akzeptanz (vgl. Rath 2000c, 2003b)	Handlungsorientierung in einem Handlungsfeld

2.1.1 „Anwendung“ als „technische Kritik“

Zum einen ist Anwendung die Bezeichnung dafür, dass etwas in den Dienst eines Anderen gestellt, als Mittel für einen Zweck verwendet wird. Hier bekommt das Angewandte eine „instrumentelle Funktion“.

Wenden wir dieses Verständnis von „Anwendung“ auf den Gedanken der ethischen Beratung „gesellschaftlicher Steuerung“ von Kap. 1 an. Dies entspräche dem Beratungskonzept Max Webers, wie er es in seiner 1904 veröffentlichten Schrift *Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis* (1985) für eine sich werturteilsfrei verstehende Sozialwissenschaft² formuliert hat, nämlich Beratung als nur „technische Kritik“ (vgl. Weber 1985, S. 150).

Der wissenschaftlichen [im Sinne Webers nur werturteilsfreien, M.R.] Betrachtung zugänglich ist nun zunächst unbedingt die Frage der Geeignetheit der Mittel bei gegebenem Zwecke. [...] Wir können weiter, *wenn* die Möglichkeit der Erreichung eines vorgestellten Zweckes gegeben erscheint, [...] innerhalb der Grenzen unseres jeweiligen Wissens, die *Folgen* feststellen, welche die Anwendung der erforderlichen Mittel [...] haben würde. Jene Abwägung selbst nun aber zur Entscheidung zu bringen, ist freilich *nicht* mehr eine mögliche Aufgabe der Wissenschaft, sondern des wollenden Menschen: er wägt und wählt nach seinem eigenen Gewissen und seiner persönlichen Weltanschauung zwischen den Werten, um die es sich handelt. (Weber 1985, S. 149–150)

„Technische Kritik“ geht nicht auf die Berechtigung einer Beratungsforderung ein, sondern stellt sich lediglich in ihren Dienst. Mit anderen Worten: Die Beratungsleistung im Weberschen Sinne enthält wenn-dann-Anweisungen³. Diese begründen

² Wir kommen auf diesen Aspekt der Werturteilsfreiheit als (berechtigte) Kritik und als ideologisches Missverständnis nochmals zurück in den Kap. 2.2 und 4.

³ Wenn-dann-Anweisungen sind ein noch wenig bedachtes Feld imperativer Textformen (vgl. Marci-Boehncke und Rath 2005, 2007). Sie sollen meist sehr spezifische Kompetenzen vermitteln, stellen diese Kompetenzen an sich aber nicht in Frage. Damit bewegen wir uns ethik-systematisch im Bereich der seit Kant so genannten „hypothetischen Imperative“. Die Frage, ob Ethik auch die Funktion hat, Vermittlung zu sein (was nichts anderes heißt als der Ethik, wie der Philosophie überhaupt, eine grundlegende *didaktische* Intention zu

nicht ihre eigene Zielsetzung, sondern setzen sie voraus. Die Zwecksetzung selbst ist nicht mehr Thema einer technischen Kritik.

Welchen Charakter hat eine solche fachwissenschaftliche Beratung in einer der zentralen gesellschaftlichen Sphären? Im Sinne eines grundlegenden Wertfreiheitspostulats entspricht sie dem, was Jürgen Habermas 1981 im zweiten Band seiner *Theorie des kommunikativen Handelns* als „funktionalistische Vernunft“ bezeichnet hat. Sie leistet strategische Beratung und benennt lediglich Handlungsoptionen für vorgegebene Handlungsziele. Ist dies aber ein angemessener Begriff von ethischer Beratung?

Einen interessanten Ansatz, um die Frage nach der Funktion von Beratung überhaupt zu beantworten, bietet eine Untersuchung der Funktion von öffentlichen Beratungseinrichtungen von Bergmann, Goll und Wiltschek aus dem Jahr 1998. Sie stellen am Ende ihrer Arbeit fest, dass heutiger Beratungsbedarf keine Wissensvermittlung im eigentlichen Sinne mehr anziele. Das Problem sei kein Zuwenig an Wissen, sondern die Gewichtung und Bewertung der Information. In dieser Situation erwarten die Klienten „Orientierungswissen, das in die Lage versetzt, mit ihrem Wissen entscheidungsbezogen umzugehen“ (Bergmann et al. 1998, S. 208). Und genau dies kann eine an Wertenthaltung orientierte Beratung nicht leisten. Die Nichtbeantwortung der Moralfrage „Was soll ich tun?“ ist allerdings nur auf den ersten Blick wertneutral. Dahinter steht eine Anti-Moral, die selbst normativ wirkt, nämlich „Anything you like“, wie Thomas Luckmann (1995, S. 235) in einem Aufsatz zum Sozialkapital formuliert hat.

Für die Medienethik speziell wird dieser Aspekt um so virulenter, als Medien kein Handlungsfeld unter anderen ist. Die theoretische Programmschrift zu *Modernität, Pluralismus und Sinnkrise* in modernen Gesellschaften von Peter L. Berger und Thomas Luckmann haben den Medien als den neuen „intermediäre[n] Institutionen“ (Berger und Luckmann 1995, S. 59) sogar eine „Schlüsselrolle in der modernen Sinnorientierung“ (Berger und Luckmann 1995, S. 57) zugewiesen. Im Hinblick auf den Umgang mit Medien zu beraten oder zu moderieren lässt sich daher überhaupt nicht mehr von einer normativen Positionierung trennen. Das führt uns zum zweiten möglichen Verständnis von „Anwendung“.

bescheinigen), kann hier nicht ausführlich diskutiert werden. Philosophie ist im Kern immer auch an einem „gelingenden Leben“ interessiert, für das Individuum ebenso wie für die Gesellschaft (Krämer 1995, 1998). Beratung ist daher der Philosophie wie der Ethik in allen ihren Teildisziplinen und Anwendungsformen inhärent. Dafür spricht das klassische Ideal einer „gelingenen Lebensführung“, aber auch das Primat der „Lebenswelt“ (Habermas 1981, Bd. 2, S. 275). Zur Konzeption hypothetischer Imperative im Gegensatz zum kategorischen Imperativ bei Kant und die Bedeutung für die Medienkompetenz siehe Kap. 4.2 „Medienkompetenz“.

2.1.2 „Anwendung“ als Konkretion

Etwas anderes meint „Anwendung“ im Sinne von „Allgemeines auf Konkretes anwenden“. In dieser Bedeutung bezeichnet Anwendung eine *Konkretion*. Hier bleibt die Sinnhaftigkeit, der Zweckcharakter des Angewandten unangetastet (oder, abgeschwächt formuliert, seine Instrumentalisierung ist nicht selbstverständlich). Im Falle der Ethik bedeutet dies, dass die Reflexion auf die prinzipielle Gesolltheit bestimmten Handelns nicht außer Kraft gesetzt ist, dass vielmehr diese prinzipielle Gesolltheit auf die Praxis eines Handlungsfeldes übertragen wird. Anwendung heißt dann nicht, die Gegebenheiten des Handlungsfeldes zu kompensieren und damit zu immunisieren, sondern sie unter den Anspruch dieser prinzipiellen Gesolltheit zu stellen. Mit anderen Worten: *Handlungsorientierung in einem Handlungsfeld zu geben*.

Ich betone hier vor allem den Ausdruck „Handlungsfeld“. Es geht mir nicht um einen Anwendung auf bestimmte konkrete Handlungen. Ein solcher Einzelfall hat eher exemplarischen Charakter, weshalb ich solche Formen der Anwendung auch mit Kant „Kasuistik“ (vgl. *Die Metaphysik der Sitten*, AA VI, 411)⁴ nennen möchte. Ihre Reichweite ist begrenzt, „fragmentarisch“ (AA VI, 411), sie dient im besten Falle zur Beurteilung einer konkreten Handlungsweise als moralisch richtig oder falsch. Dagegen ist eine angewandte Ethik, deren Ziel es ist, Handlungsmöglichkeiten auf ihre Gesolltheit hin zu befragen, also eine Ethik, die die Spielräume, und das heißt eben sowohl die individuellen als auch die sozialen Aspekte, reflektiert, eine Theorie des moralischen Handelns und seiner Folgen in einem bestimmten *Handlungsfeld*. Diese Theorie des moralischen Handelns und seiner Folgen in einem bestimmten Handlungsfeld exemplifiziert nicht die Prinzipien der allgemeinen Ethik, sie setzt sich aber auch nicht unter die Kuratel des Faktischen, sondern sie reflektiert auf die für ein Handlungsfeld spezifischen Bedingungen und Probleme (z. B. praktische Dilemmata) sowie deren Bedeutung für die Realisierung ethisch verargumentierbarer Ideale. An anderer Stelle (Rath 1990) haben ich diese Form der angewandten Ethik als „Praxeologie“ bezeichnet (vgl. Tab. 2.2).

Spätestens seit der polnischen Schule der Praxeologie (vgl. Pszczolowski 1980) gibt es eine Fülle von Systematiken zum Verhältnis der gesellschaftlichen Handlungsfelder untereinander. Dabei kann man zwei Typen unterscheiden, hierarchische und nicht-hierarchische Praxeologien. Zwei bekannte Beispiele seien hier kurz dargestellt, da sie in ihrer Systematik die Anschlussfähigkeit zu unserer Thematik der Medienethik als Beitrag zur gesellschaftlichen Steuerung bieten,

⁴ Die Schriften Kants (2013) werden nach der *Akademie-Ausgabe* der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin, zitiert (AA Band, Seite), die auch online zur Verfügung steht.

Tab. 2.2 Praxis

Handlungsfeld	Konkrete Handlung
<i>Praxeologie</i>	<i>Kasuistik</i>
Theorie des Handelns und seiner Folgen	„Übung, wie die Wahrheit soll gesucht werden“ (AA VI, 411)
Methode:	Methode:
Analyse handlungsfeldspezifischer Probleme	Übertragung eines ethischen Prinzips auf ein Verhaltensbeispiel
Wissen um die Gesetzmäßigkeiten und Bedingungen dieses Feldes	
Wissen um ethische Prinzipien und Argumentationsformen	
Ziel:	Ziel:
Beurteilung der Handlungsmöglichkeiten eines Handlungsfeldes („technische Kritik“)	Beurteilung eines bestimmten Verhaltens als im ethischen Sinne richtig oder falsch

Josef Derbolav „praxeologisches System“ und Dietrich Benner „Systematik der Handlungswissenschaften“.

Derbolav brachte seit 1975 die gesellschaftlichen Handlungsformen in eine Systematik von zwölf Praktiken, darunter auch Wirtschaft („Ökonomik“) und Medien („Journalistik“), die jedoch, daher die Bezeichnung „hierarchisch“, ganz auf die „Politik“ ausgerichtet sind. Von ihr aus bekommen sie nach Derbolav ihre Rechte und Ziele, für die Wirtschaft z. B. „Wohlversorgtheit“. Allen Handlungsformen ist eine unterschwellige, handlungsfeldspezifische „Ethik“ eigen, die als Moralpraxis regional, also handlungsfeldspezifisch ist. Einzige allgemeine Kategorie bleibt die Zielvorgabe der Politik.

Angesichts der realen Gegebenheiten der Moderne sind diese hierarchischen Vorstellungen obsolet geworden. Vielmehr können wir einen Funktionsverlust der Politik feststellen, der im Prozess der Globalisierung nicht nur die Wirtschaft, sondern auch die Medien mehr und mehr dem politischen Zugriff, zumindest solange er nationalstaatlich verfasst ist, entzieht. Allerdings hat Derbolav zu Recht auf die Moralpraxen der Handlungsfelder hingewiesen.

In direkter Abgrenzung von Derbolav formulierte Dietrich Benner 1987 ein „nicht-hierarchisches“ Praxen-System, bei dem die insgesamt sechs Handlungsfelder gleichberechtigt nebeneinander stehen. Darunter befindet sich auch „Ethik“, also die Reflexion auf die Moral der jeweiligen Gesellschaft, die nicht der Politik zu-, sondern gleichgeordnet ist. Medien sind nicht explizit genannt, lassen sich aber wie die Wirtschaft dem Handlungsfeld „Arbeit“ zuordnen. Bei Benner wird deutlich, dass angesichts der von einem Zentrum befreiten Praxenstruktur der modernen

Gesellschaften die moralischen Urteile über die Gesellschaften und ihre Praxen immer wieder neu ausgehandelt werden müssen.

Für unsere Frage nach dem medialen Handlungsfeld wird eine praxeologische Betrachtung relevant, weil in ihr die Handlungsformen zwar unter einem Effizienzgesichtspunkt betrachtet werden können, diese instrumentelle Beurteilung jedoch von einer eigenen, normativen Reflexion legitimiert werden muss. Die polnische Schule der Praxeologie sprach in diesem Zusammenhang zu Recht von einer „Effizienzaxiologie“ (Pszczolowski 1980, S. 307 f.), die jedoch, wie wir in Bezug auf Derbolav und Benner gesehen haben, nicht von einem Praxisfeld monopolistisch verwaltet wird, sondern immer wieder neu ausgehandelt werden muss: durch und in Kommunikation (Benner spricht von „Sprachlichkeit“) und in Freiheit. Wunden (1999, S. 47) nennt denn auch Freiheit den „Leitwert und Horizont der Medienethik“ und räumt ihr den Status einer „institutionellen Fundamentaloption“ (Wunden 1999, S. 49) ein, die immer als Maß des moralischen Diskurses über Medien und die gesellschaftliche Verfasstheit der Medien zu gelten habe. Vor diesem Hintergrund ist die Beratungsfunktion der Medienethik, so sie nicht allein auf eine instrumentelle, „technische Kritik“ reduziert bleibt, darauf angewiesen, ihr Handlungsfeld zu verstehen. Damit spricht sich in den beiden möglichen Deutungen von „angewandter Ethik“ zugleich ein unterschiedliches Verständnis von normativer Handlungsorientierung aus.

2.2 Empiriebedarf der Medienethik

Ethik hat die Funktion, Entscheidungen über das „Sollen“ einer Handlung zu untersuchen. Dies tut sie zunächst nicht empirisch, sondern philosophisch, das heißt so, dass deutlich wird, welche Präferenzen normativ legitimiert werden können und welche nicht. Empirische Beweise sind dabei nicht maßgebend – und dies aus logischen und nicht nur wissenschaftssystematischen Gründen im Sinne der „Werturteilsfreiheit“ bei Max Weber.

Das Maß ethischer Argumentation ist dabei die Plausibilität und vernünftige Akzeptanz – ein Anspruch, der nur auf den ersten Blick hinter empirische Falsifikation zurücksteht. Diese Beschränkung des argumentativen Gewichts ethischer Aussagen stellt jedoch nur auf den ersten Blick einen Mangel an wissenschaftlicher Stringenz dar. So sind zum Beispiel wissenschaftstheoretische Normen, also Prinzipien, die festlegen, was eine „harte“ oder weniger „harte“ Wissenschaft allererst ausmacht, ebenso wenig „beweisbar“ wie moralische Prinzipien. Für die grundsätzlichen, normativen Fragen scheint also mit einem empiristischen Ansatz nichts

gewonnen zu sein. Warum ist das so? Wie lässt sich das Verhältnis von Empirie und Ethik beschreiben? Zunächst soll ein Begriff von Ethik und ein Begriff der Empirie zumindest knapp umrissen und dann einander gegenübergestellt werden.

Unter „Empirie“ verstehe ich im Folgenden eine methodische, auf Beschreibung der direkt oder indirekt wahrnehmbaren Wirklichkeit ausgehende Forschung, die sich als Grundlage aller aus ihr ableitbaren oder, je nach wissenschaftstheoretischer Schule, zumindest mit ihr im Einklang sich befindenden Erklärungsmodelle dieser Wirklichkeit versteht.

Erklären soll Ethik die Wirklichkeit nicht. „Ethik“ gehört zu den Disziplinen der sogenannten „praktischen Philosophie“. Damit sind die Teildisziplinen gemeint, die menschliche Praxis, also menschliches Handeln, zu ihrem Objekt gemacht haben. Verstehen wir unter *Moral* den in einer bestimmten Gruppierung, Gemeinschaft oder Gesellschaft geltenden Komplex an Wertvorstellungen, Normen und Regeln, dann ist philosophische *Ethik* die wissenschaftliche Lehre von der Sitte, der *Moral*, dem Richtigen im Sinne von „rechten“ Handeln. Sie begnügt sich allerdings nicht mit der Konstatierung einer bestimmten sittlichen Gewohnheit. Dies wäre Aufgabe und Ziel einer „empirischen Ethik“, wie sie z. B. die Soziologie und Ethnologie betreiben. Als normative Disziplin fragt sie vielmehr nach der *Legitimierbarkeit* solcher normativen Vorstellungen. Im Gegensatz zu weltanschaulich oder religiös gebundenen Ethiken beschränkt sich die *philosophische* Ethik auf innerweltliche Legitimationsmuster, wie sie durch die Anwendung der Logik und vernünftiger, das heißt verallgemeinerungsfähiger Argumentationsregeln zu erreichen sind. Ethische handlungsleitende Prinzipien sind demnach Prinzipien, die für die philosophische Ethik als vernünftig ausgewiesen sind und als allgemein gültig jeder Frage nach dem rechten Tun schon vorausgesetzt werden können.

Für das Verhältnis von Empirie und Ethik ist wichtig zu betonen, dass diese Prinzipien – wie alle normativen Sätze – nicht aus *empirischen* Sätzen abgeleitet werden können. Solche Versuche, dennoch „*from Is to Ought*“ zu kommen, wurden im so genannten „Humes Gesetz“ (vgl. Kutschera 2006, S. 88) bzw. der „Humeschen Distinktion“ bereits kritisiert. David Hume formuliert 1739 in seiner Schrift *A Treatise of Human Nature* im 3. Buch den Grundsatz, dass aus empirischen oder Seinsaussagen keine normativen oder Sollensaussagen folgen könnten, zumindest nicht wie andere, Welt beschreibende Hypothesen. Diese Unmöglichkeit ist schlicht logischer Natur und hat in George Edward Moores *Principia Ethica* von 1903 (Moore 1970) auch eine griffige Bezeichnung gefunden. Moore charakterisiert solche Versuche, aus deskriptiven Sätzen auf präskriptive Sätze zu schließen, als „*naturalistic fallacy*“ oder „*naturalistischen Fehlschluss*“.

Der naturalistische Fehlschluß wird vollzogen, wenn man glaubt, man könne von einem Satz, der behauptet, ‚Die Wirklichkeit ist so beschaffen‘, einen Satz oder auch nur eine Bestätigung eines Satzes ableiten, der behauptet ‚Dies ist gut an sich‘. (Moore 1970, S. 168)

Naturalistisch wird der Schluss, wenn „gut“ nicht durch einen anderen, der Deskription zugänglichen Begriff ersetzt werden kann. Nehmen wir als Beispiel die Deutung des Begriffs „gut“ durch den Begriff „lustvoll“. Ist „lustvoll“ physiologisch messbar und definiert man „gut“ als „lustvoll“, so gelingt der von Moore angeführte Schluss: Aus der empirischen Feststellung „Eine bestimmte Wirklichkeit (Situation, Handlung, Handlungsfolge) wird, empirisch nachprüfbar, als lustvoll erlebt“ folgt dann durch Einsetzung von „gut“ für „lustvoll“ „Diese Wirklichkeit ist gut“.

Meint „gut“ jedoch ein Präferenzurteil im Sinne „Dies soll sein“, und so verwenden wir gemeinhin den Ausdruck „gut“, dann gelingt der Schluss nicht. Aus der Tatsache, dass eine Situation als lustvoll erlebt wird, folgt keineswegs die Auszeichnung, diese Situation sei auch immer herbeizuführen. Dass Moore eben eine solche normative Anwendung von „gut“ im Sinne hat, verdeutlicht seine Formulierung „gut an sich“. Er will damit der möglichen Verwendung von „gut“ im Sinne von „gut für ein bestimmtes Ziel“, „tauglich“ vorbeugen.

Und so sind auch viele nicht-philosophische, von Einzelwissenschaftlern vorgebrachte „Sollens-Sätze“ in diesem Sinne nicht ethisch. Entweder wird von Seinsaussagen auf Sollenssätze im ethischen Sinne geschlossen, dann haben wir einen naturalistischen Fehlschluss vor uns, oder aber es wird auf ein instrumentelles Sollen geschlossen, ein „gesollt, weil tauglich für ein vorgegebenes Ziel“. Dann ist der Schluss zumindest unvollständig. Wer also, kurz gesagt, von Seinsätzen auf Sollenssätze schließt, weiß entweder nicht, was er methodisch tut, oder aber er verschleiert eine normative Prämisse, die, da nicht explizit benannt, sich auch jeder philosophischen Überprüfung entzieht. Empirische Medienforschung kann für die Legitimation moralischer Prinzipien also nicht herangezogen werden. Medienethische Argumentationsverfahren sind daher auf Plausibilität und vernünftige Akzeptanz angewiesen. Für unsere Zwecke hat diese metaethische Analyse einen ersten Hinweis auf das Verhältnis von Empirie und Ethik geliefert. Der naturalistische oder, wie Hare es etwas deutlicher formuliert als Moore, der „deskriptivistische Fehlschluss“, also der Schluss von einer Seinsaussage auf eine Sollensaussage, ist falsch. Denn in ihm wird eine Aussage deskriptiv oder empirisch verstanden, die nicht deskriptiv oder empirisch ist.

Empirie kann daher für die eigentliche Aufgabe der Ethik, Präferenzurteile als begründet oder unbegründet auszuweisen, nichts beitragen. Ja schlimmer noch, Ethik, die sich auf das Feld der Empirie begibt, lebt notgedrungen im Verdacht,

dem naturalistischen bzw. deskriptivistischen Fehlschluss aufzusitzen. Heißt das, Ethik in ihrer puristischen Form ist empirieresistent? Ein Blick in die klassischen Ethikentwürfe belehrt uns eines anderen. Schon Aristoteles beginnt seine *Nikomachische Ethik* mit der aus der Erfahrung genommenen Behauptung, alle Handlungsziele auf ein Gut.

Jede Kunst und jede Lehre, ebenso jede Handlung und jeder Entschluss scheint irgend ein Gut zu erstreben. Darum hat man mit Recht das Gute als dasjenige bezeichnet, wonach alles strebt. (Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, 1094 a 1)

In allen Ethiken werden wir Behauptungen über die Menschen, ihre soziale Struktur, ihre anthropologischen Befindlichkeiten oder ähnliches finden. Dies scheint auch niemanden zu stören, obwohl diese Behauptungen über den Menschen als Handelnden ja keineswegs den strengen Kriterien der Empirie entsprechen. Diese „Toleranz“ hat ihre Wurzel darin, dass Ethiker_innen sich als Handelnde quasi selbst beobachten. Wir können über das Handeln des Menschen sprechen, weil wir als Handelnde im Großen und Ganzen immer schon wissen, unter welchen Bedingungen wir handeln. Ich möchte dies die *alltagsempirische Verwurzelung der allgemeinen Ethik* nennen.

Auch die allgemeine Ethik baut auf letztlich erfahrungsgestützten Behauptungen über den Menschen auf – nicht im Sinne des naturalistischen Fehlschlusses, also als formales *Argumentationskriterium*, sondern als *Prüfstein* der Umsetzbarkeit und Sachadäquatheit unserer moralischen Urteile an der Realität. Die Berücksichtigung erfahrungsgestützter Erkenntnisse im Rahmen normativer Argumentation ist also keinesfalls der Ethik abträglich. Allerdings, und dies macht den Unterschied zur angewandten Ethik aus, sind die handlungsfeldspezifischen Problemstellungen der angewandten Ethik eben nicht mit alltagsempirischen Erkenntnissen überprüfbar. Es bedarf spezifischer Kenntnisse. Und diese liefert die Fachwissenschaft.

Allerdings gibt es auch die Auffassung, angewandte Ethik sei keine philosophisch-normative Ethik, sondern eine deskriptive Ethik, z. B. bei Wiegerling (1998). Diese Position schüttet jedoch das Kind mit dem Bade aus. Zwar kann man diskutieren, ob die angewandte Ethik als „Bereichsethik“ nun auf allgemeine ethische Prinzipien zurückführbar ist oder nicht (vgl. Nida-Rümelin 1996, S. 63), aber die Verkürzung auf eine reine Deskription von Handlungsbedingungen wird dem Problem nicht gerecht, dass Anwendung selbst wieder unter ethischer Reflexion steht. D. h., wer von Ethiker_innen (mit Fug und Recht) erwartet, die von ihnen als plausibel ausgezeichneten Prinzipien auch auf konkrete Handlungsalternativen anwenden zu können, muss zugleich erwarten, dass die Ethiker_innen, so sie sich nicht als rigoristische Moralisten verstehen, auch plausible Anwendungsregeln benennen können. Genau darin liegt aber die Problemlage der angewandten Ethik:



<http://www.springer.com/978-3-658-05758-9>

Ethik der mediatisierten Welt
Grundlagen und Perspektiven

Rath, M.

2014, XI, 179 S. 10 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-05758-9